

Beilage zu Nr. 3 des „Amts- und Anzeigeblasses“.

Eibenstock, den 5. Januar 1884.

Durch Nacht zum Licht.

Ein Festgemälde von Paul Wittcher.

Nachdruck verboten.

Weihnachtsfreude und Festesjubiläum herrschte allüberall, wo Christen sich als Glaubensgenossen die Hand reichten. In jede Stadt, in jedes Städtchen, in jeden Flecken, in jedes Dörfchen war das höchste unserer christlichen Feste eingezogen und so auch in die industriereiche Stadt S. in der preussischen Lausitz.

Es war ein außergewöhnlich kalter, mondhellener Weihnachtsabend des Jahres 18... und die Erde hatte sich wie eine Festjungfrau zum würdigen Empfang des Erlösers in ein tadelloses weißes Gewand gehüllt. Auch da drinnen in den Häusern der zahlreichen Bewohner hatte man sich auf die ernste und doch wieder so freudige Festfeier würdig vorbereitet; überall herrschte, wo nicht Eleganz, so doch die peinlichste Sauberkeit, die Abendmahlzeit stand, um nicht mit dem Herrichten derselben beim Beginn der Feier gestört zu werden, in dem gut geheizten Ofen, der Tisch, auf dessen Mitte der unentbehrliche, festlich geschmückte Christbaum prangte, war gedeckt und nicht lange mehr währte es, so sollten die Weihnachtsgaben für die einzelnen Familienglieder darauf Platz finden.

Ein ähnliches Bild zeigten auch die Wohnräume des Fabrikanten Tiemann, dessen Haus in Mitte der Stadt gelegen, eines der größten und elegantesten war und schon durch den äußeren Eindruck den bedeutenden Wohlstand des Besitzers bekundete.

Auch in diesem Hause schaltete eine liebende Mutter, welche alle Vorbereitungen traf, um ihren Kleinen, die sich in kindlicher Glückseligkeit schon so lange auf das liebe Weihnachtsfest gefreut hatten, dasselbe so anregend und angenehm als möglich zu machen.

Es war eine junge, schöne Frau von höchstens 25 Jahren, deren sonst bleiches Antlitz heute in dem Bewußtsein der Freude, welche sie ihren Lieben zu bereiten gedachte, in leichtem Roth erglühte. Die Kinder, ein hübsches der Mutter ähnliches Mädchen mit 5 Jahren und ein Knabe mit 3 Jahren, bildeten ihren Stolz und die Engel der Ehe, und sie schauten mit gespannter Erwartung dem Beginnen der Mutter zu.

Diese hatte eben den Haupttheil ihrer Arbeit beendet, als das Töchterchen fragte: „dauert es noch lange, liebe Mama, bis das Christkind kommt?“

„Du mußt Dich schon noch ein Weilchen gedulden, liebe Henriette, denn bevor das Christkind bei Euch einkehrt, müßt Ihr erst mit Minna in die Kirche gehen und dort um seine Einkehr bitten.“

Wir müssen hier einschalten, daß es in jener Gegend gebräuchlich ist, die Kinder vor der Bescherung in das Gotteshaus zu schicken und während dieser Zeit pflegt die Mutter für ihre Lieben aufzubauen.

„Wird auch der Papa heute Abend bei uns bleiben, liebe Mama?“ fragte die kleine Neugier auf's Neue.

Der Mutter fuhr es bei dieser Frage wie ein Stich durch's Herz. Die Blässe, welche in diesem Augenblick das Rosenroth ihrer Wangen verdrängte, verrieth, daß das Töchterchen eine wunde Stelle ihres Herzens berührt hatte. Eine aufsteigende Thräne verhinderte sie an der Antwort; es mußte sie doppelt schmerzlich berühren, daß der Instinkt des Kindes bereits herausgeföhlt, was sie mit so großem Heroismus vor Jedermann zu verbergen suchte: den ehelichen Unfrieden.

Zwar konnte der eben gebrauchte Ausdruck im eigentlichen Sinne des Wortes auf ihr eheliches Verhältniß nicht angewendet werden, denn nie hörte man ein Wort des Zwistes zwischen den beiden Gatten fallen, was wohl darin seinen Grund hatte, daß jedes wenigstens äußerlich streng seinen ehelichen Pflichten lebte. Aber wie sah es im Herzen der Weiden aus?

Herr Tiemann, der Sohn vermöglicher Eltern, hatte vor 6 Jahren der Tochter des reichen Fabrikanten seine Hand gereicht und mit dieser zugleich die gut renommierte Tuchfabrik seines alternden Schwiegeraters übernommen.

In Freundes- und Bekanntenkreisen hielt man die Verbindung der jungen Leute für eine gut gewählte, denn man wußte allseits, daß Beide in Bezug auf Vermögensverhältnisse gleich gestellt waren; ebenso kannte man den ausgezeichneten Charakter des jungen Mannes und die nicht allein äußerlichen Vorzüge, sondern auch die streng bürgerliche Erziehung der jungen Braut zu gut, um nicht eine überaus glückliche Ehe im Voraus zu weissagen.

Aber wie das im Leben gewöhnlich der Fall zu sein pflegt, so traf auch hier das öffentliche Urtheil nicht in allen seinen Theilen zu, denn obgleich der junge Tiemann von tüchtiger kaufmännischer Begabung war und die junge Frau wie eine echte deutsche Hausfrau zu walten verstand, so fehlte es dem Ehe-

paar doch an dem Hauptfaktor der Zufriedenheit, — an der zu einer glücklichen Ehe so nothwendigen — gegenseitigen Liebe und Zuneigung.

Von Anbeginn ihres Zusammenlebens hatte diese unentbehrliche Bedingung einer glücklichen Ehe gefehlt und zwar deshalb hatte sie gefehlt, weil einfach die Herzen der jungen Leute nicht um das Jawort befragt worden waren. Hier, wie in so vielen Fällen hatte es einfach geheißt: „Sie haben zu leben, deshalb werden sie sich auch lieben!“

Dieser kuriose Satz, an welchem noch heute von so Vielen festgehalten wird, hatte auch bei den Tiemann'schen Eheleuten seine Früchte getragen. Von Anbeginn her standen sich Beide halb fremd gegenüber und die beiden der Ehe entsprossenen Kinder waren das einzige Band, welches die Herzen wenigstens äußerlich zusammenhielt.

Die Liebe zu ihren Kindern war es, welche in Henriette die gleiche Liebe zu ihrem Gatten erzeugte; der Schmelz der Liebe, wie er sich ihren Kindern mittheilte, zog sie auch zu dem Vater derselben und von ihrer Seite war längst der Grundstein zu einer vollständigen Vereinigung der Herzen gelegt.

Andererseits jedoch stand es mit Albert, ihrem Gatten. Er liebte seine Kinder und achtete die Frau! — Und Henriette, welche wohl fühlte, daß sie ihm nur die Achtung, nicht aber die Liebe abgewinnen konnte, wurde dadurch immer mehr auf die Kinder angewiesen und übertrug die ganze Zärtlichkeit, deren ihr Herz fähig war, auf diese.

Schon längst war sie daran gewöhnt, ihren Gatten monatelang auf Geschäftsreisen zu wissen, ohne daß ein liebevollmünder Brief das Einerlei ihres häuslichen Berufs unterbrochen hätte, ebenso unauffällig war es ihr, wenn er bei seiner Anwesenheit sich des Tags auschließlich dem Geschäft und des Abends seinen Freunden und der Weinstube widmete.

Wie gesagt, sie war daran bereits gewöhnt, und dennoch war es ihr schmerzlich, gerade am heutigen Weihnachtsabend und zwar von dem eigenen Kinde an die Lieblosigkeit ihres Gatten erinnert zu werden.

Das Läuten der Kirchenglocken gab ihrem Gedankengang plötzlich eine andere Richtung und ohne die Frage der Kleinen beantwortet zu haben, rief sie Minna, das Dienstmädchen, herein und gab dieser die Weisung, sich mit den Kindern in die Kirche zu begeben.

„Betet, meine Lieben,“ sagte sie mit kaum hörbarem Schluchzen, indem sie die Kinder küßte; „betet zu dem Christkinde für mich — und auch für den Papa!“

Dann blieb sie allein mit ihrem geheimen Kummer, mit dem stillen Weh im schmerzdurchwühlten Herzen und fast auf jedes Spielzeug, das sie dem Schranke entnahm, um es unter dem Christbaum zu placiren, fiel eine Thräne, eine Thräne unendlicher Trübsal — dort erglänzten sie unter den Strahlen des Kerzenlichts wie der Thautropfen in der Morgenjonne, in ihnen brach sich das Licht und strömte zurück auf das goldene Kleinod, welches sie in der Hand hielt. Es war eine Kapsel, welche beim Öffnen das Bild zweier Engel — Albert und Henriette zeigte. Die Kapsel hing an einer Schnur aus goldblondem Haar gefertigt — ihr eigenes Haar! —

Alles zusammen aber bildete ein Weihnachtsgeschenk für den Gemahl und die beiden Engel in der Kapsel — das Portrait ihrer Kinder — lächelten so freundlich und glückselig, aus dem Antlitz der Kleinen sprach soviel holde Unschuld und unendliches Glück, daß es wie schimmernde Hoffnung in ihrem Herzen wiederleuchtete und sie besüßelten Schritte den Weg zu dem Comptoir ihres Gatten einschlug.

Albert Tiemann, der junge Fabrikherr, war noch immer in seiner Schreibstube beschäftigt. Er schien kaum daran zu denken, daß es heute „heiliger Abend“ war. Und dennoch, er mußte es wissen; hatte er nicht eben erst dem Disponenten seines Geschäfts die Summe der auszahlenden Löhne und Geschenke für die Arbeiter eingehändigt? Hatte er nicht eben seinem Geschäftsführer und dessen Familie „vergütete Feiertage“ gewünscht? — Warum also begab er sich nicht jetzt auch zu den Seinen, um im Kreise seiner Lieben für kurze Zeit die Sorgen des Geschäfts abzuwälzen? —

In der Hand hielt er ein geöffnetes Schreiben, das seine ganze Aufmerksamkeit in Anspruch zu nehmen schien. Schon zu wiederholten Malen hatte er den Brief durchflogen und er schien sich an den Jügen nicht satt sehen zu können. Dabei umspielten seine sonst streng geschlossenen Lippen ein leises Lächeln und kaum hörbar hauchte sein Athem zu wiederholten Malen den Namen „Olga!“

„Hätte ich Dich nie gesehen!“ flüsterte er lautlos; „Alles, alles kann ich vergessen, nur Dich nicht; — ich hätte den Eltern nicht folgen sollen. Mir und auch ihr wäre wohl. Ich komme, Olga, sei

es auch nur, um Dich noch einmal zu sehen. Hätte ich damals Deine Liebe verstanden, ja hätte ich mich selbst verstanden, Du wärst heut die Meine und kein ungeliebtes Band hätte mich und Dich fesseln dürfen. Doch es ist zu spät! — zwischen uns steht Henriette und — meine Kinder!“

Schwer athmend ließ der Mann das Haupt auf die Brust sinken. Dumpfbrütend und selbstvergessen verweilte er unbeweglich auf seinem Plage und nichts unterbrach die unheimliche Stille, als das einsame Tic-Tac der Wanduhr. Welch ein Lebensbild zeichnete und dieser Mann? „Er war reich, und dennoch arm!“ — Und doch wie glücklich hätte dieser Mann sein können, wenn er nicht von thörichter Selbstverblendung besungen gewesen wäre. Hätte er sich nur die Mühe gegeben, seine Frau verstehen und lieben zu lernen, hätte er nur einmal versucht, seine Jugendliebte, eine Polin, die er in früheren Jahren bei einer Gelegenheitsreise kennen gelernt, zu beobachten und zu erforschen, wie Vieles wäre anders gewesen. Jedenfalls hätte er die Untugenden jenes Mädchens, das eben auch einen Andern zu heirathen gedachte, gegenüber den Tugenden seiner Frau erkannt, er hätte erfahren, daß er unwissentlich der Hölle entgangen und sich einen Himmel erschaffen, den er in wahnsinniger Verblendung während der 6 Jahre seiner Ehe nicht einmal gesehen hatte.

Auch er vernahm jetzt das Geläute der Kirchenglocken, aber in dem Wirrwarr der widersprechendsten Empfindungen, welche sein Inneres durchwühlten, vermochte er es nicht über sich zu gewinnen, denselben Gehör zu geben. Sie schnitten vielmehr wie ein zweischneidiges Schwert in seine Seele, denn dieselben Glocken waren es ja, welche ihn einst vor den Altar Gottes riefen und ihn auf ewig mit Henriette verbanden. Sie klangen ihm jetzt wie das Grabgeläute seines inneren Friedens, den er durch sie zu Grabe getragen.

Unabsichtlich, mechanisch schweifte sein getrübler Blick in die mondhelle Nacht gen Nordost, in jene Richtung, woher ihm der Brief gekommen, und dann wieder auf die Fenster des gegenüberstehenden Hauses. Dort prangte bereits der Christbaum in der ganzen Pracht seines magischen Glanzes, durch die unerküllten Fenster sah er die Gattin und den Gatten Arm in Arm vor dem für die Verhältnisse dieser armen Leute reich gedeckten Weihnachtstisch stehen, er sah das glückstrahlende Auge der Frau, das zärtlich freudige Antlitz des Mannes — Albert fühlte es: jene Leute waren in ihrer Armuth glücklich!

Und er schaute und schaute und konnte sich nicht satt sehen an den zufriedenen Gesichtern derer, die sich in diesem Augenblicke — wenn auch an irdischen Gütern arm — so doch unermesslich reich dünkten in der unentlichen Liebe zu einander und — im Familienglück!

Selbstvergessen auf die köstliche Scene seines Gegenüber starrte, fühlte er plötzlich eine leichte Hand auf seinen Achseln ruhen und eine längst bekannte Stimme fragte in ruhig-sanftem Tone: „Wißt Du nicht herüberkommen, Albert? der Tisch ist gedeckt.“

Erschrocken wandte er sich um und blühte in das ernst-traurige Antlitz seiner Gattin, welcher die Schamröthe nicht entging, die sich plötzlich auf seinen Wangen gelagert. Die ungeahnte Ueberraschung hatte ihn für einen Augenblick der Sprache beraubt; aber schnell hatte er die Fassung wiedergewonnen und den verätherischen Brief in der Tasche bergend, fragte er in ebenso ruhigem Tone: „Sind die Kinder schon aus der Kirche zurück?“

„Sie sind noch nicht da, Albert; aber willst Du Dir nicht einmal vorher die Arrangements ansehen? Ich weiß noch nicht, ob das, was ich den Kindern bescheerte, Deinen Beifall hat.“

Albert fühlte den leisen Vorwurf, der in diesen Worten lag, nur zu gut, denn während er für die Weihnachtsgeschenke seiner Arbeiter sorgte, hatte er an die eigene Familie nicht einmal gedacht.

Wertwürdig, heute zum erstenmale mußte er sich Vorwürfe darüber machen, zum erstenmale dachte er daran, daß diese Angelegenheit nicht allein Sache seiner Frau sei, sondern daß auch er verpflichtet gewesen wäre, für seine Familie an das Weihnachtsfest zu denken.

Deshalb klang es auch ziemlich kleinlaut aus seinem Munde, als er erwiderte: „Ich komme, Henriette!“

Ihm voranschreitend öffnete die Gattin die Thür zum Familiensalon, an dessen Schwelle Albert wie geblendet von dem reichen Kerzenglanz stehen blieb. Er kam sich beinahe vor wie ein Fremdling in seinem eigenen Hause, denn er wußte sich kaum mehr an den Tag zu erinnern, an dem er mit seiner Familie hier versammelt gewesen war.

Mit einer gewissen Ehrfurcht näherte er sich dem Christbaum und dem reich gedeckten Weihnachtstisch,